

Städte gesungen hatten, mit Ehrenstellen oder durch Geld zu belohnen; in unseren Tagen ist auch diese Gewohnheit, wie so vieles andere Schöne und Vortreffliche abgekommen. Denn seit wir aufgehört haben, löbliches zu thun, halten wir es auch für unnötig, gelobt zu werden.“ Darin liegt der Schlüssel für das Verständniß der Epigramme des M. Salerius Martialis. Er führte ein armseliges römisches Schriftstellerdasein, in Entbehrungen und unter Demütigungen aller Art, welche der Ausbildung des Charakters und des Selbstbewußtseins selten besonders förderlich zu sein pflegen. Reichen Freunden und Gönnern brachte er in seinen Sinngebüchten allerhand Schmeicheleien und Huldigungen dar, um dafür mit einem Geschenke belohnt zu werden; aber diese Geschenke mochten nicht überreich fließen und um so mehr konnten sich bei dem armen Poeten alle Bettlereigenschaften entwickeln, um so gröber wurde seine Schmeichelei, um so niedriger mußte er zu kriechen. Er spielt etwas wie einen Hofnarr der Zeit, der sich unten am Tisch hinsetzen darf, um durch allerhand Witzworte den Gästen die Zeit zu vertreiben. Und des lautesten Beifalls kann er bei diesen gewiß sein, wenn er eine pikante Note und Zweideutigkeit vorbringt und sich mit seinem Witz in den Dienst des Priapus stellt. Er lebt von der Gnade seiner Zuhörer, und weil diese frivol sein wollen, ist er es auch. Sein scharfer, beißender Sarkasmus weiß alles mit Agwasser zu übergießen, und etwas wie eine wütende Seele wohnt in ihm, ein heimlicher Grimm gegen die Zeit und die Menschheit, eine Verachtung der Welt, die eine Wurzel in der Selbstverachtung hat. Und auch in dieser Tribouletnatur steckt darum ein starker tüchtiger Kern des Edlen; zuweilen reißt sich der Narr auf, sein Auge leuchtet und sein Witz wird ernst und groß. Er will nicht nur lachen machen. Er fühlt sich auch als Sittenprediger, der mit scharfem Wort das Laster rügt. Die knechtische Furcht und der knechtische Haß machen einem selbstbewußten Gefühl Platz.

Das Martialische Epigramm unterscheidet sich von dem der Griechen und dem der älteren Römer. Es giebt nicht, wie vielfach diese, ein scharfes dichterisches Einzelbildchen, einen knappen Vergleich; es ist nicht so sehr ein Phantasiestückchen als vielmehr ein Verstandesprung. Sein wesentliches Element ist der Witz und das Bonmot.

Auf die Epigrammenlitteratur der neueren Zeit hat Martial einen großen Einfluß ausgeübt, und Lessing hat ihn, auch wohl um einer gewissen geistigen Verwandtschaft willen, in der er zu ihm steht, hoch geschätzt: „So wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch bis jetzt der erste dem Werte nach geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngebüchte gemacht als er, und niemand unter so vielen so gute und ganz vortreffliche.“ Sarkastisch verspottet er die Ehe:

So viel Freundinnen sie auch besaß, es begrub sie Lycoris;
 O befreundete die meiner Gemahlin sich doch.

Das verschiedene Los des Dichters und des von der Menge verhätheltesten Virtuosen hatte er Grund genug, bitter zu empfinden, und bei einem Aufenthalte in Forum Cornelii, dem jetzigen Anio, tröstete er den Römern dieses verätzene Gastgeschenk:

Gehe nach Rom, mein Buch; wenn es forscht, von wem du kommest,

Sag': „Aus der Gegend, wohin führt der Amilische Weg.“

Frägt es, in welchem Land, in welcher Stadt ich verweile,

Magst du berichten, ich sei in des Cornelius Stadt.

Forscht es, warum ich's verließ, sag' aus in Kürze das Viele:

„Ekel ward ihm, umsonst Träger der Toga zu sein.“

Frägt's, warum kommt er zurück? so erwidere du: „Als ein Dichter

Ging er; er kommt, sobald Zänger zur Zither er ist.“

Auf einen Vorleser machte er den plumpen Witz:

Was umhüllst Du den Hals, Vorleser, mit wolligem Wulst?

Wahrlich, unserem Ohr frommte die Wolle noch mehr.

Es fehlt aber auch in diesen Epigrammen nicht am Ausdruck eines ernstern Empfindens:

Als dem Pätus das Schwert die züchtige Urria reichte,

Welches mit eigener Hand sie aus dem Busen sich zog,

Sagte sie: „Wahrlich, es schmerzt die Wunde mich nicht, die ich selbst schlug,

Aber es schmerzet mich, die, Pätus, Du schlagen Dir wirst.“

Seinem Namensvetter Julius Martialis vertraut er seine bescheidenen Wünsche, und ernst und würdig klingt auch dieser Wunsch aus:

Was ein Leben beglückter machen kann, ist,

O mein süßester Martialis, dieses:

Erbvermögen und nicht mit Müß' erworben uns:

Ein erkenntlicher Alter; steter Wohnsitz;

Nie Streit; selten aufwarten; Seelenruhe;

Küß't'ge Kräfte und ein gesunder Körper;

Mutterwitz und Genossen, die uns gleichen;

Ungeköstete Tafel; leichte Tischkost;

Nicht durchzechte, doch sorgenfreie Nächte;

Ein nicht grämliches Ehegespons, das keusch doch;

Dermer Schlaf, der die Finsternis verkürzt;

Sein nur wollen das, was man ist, und nichts mehr;

Weder fürchten noch wünschen 's letzte Stündlein.

Unter der Regierung Trajans (98—117) konnte sich das unterdrückte und verfolgte Wort wieder freier hervorwagen; alles, was bis dahin an Born und Schmerz über den Verfall der alten Größe in der innersten Brust verschlossen werden mußte, drang jetzt glühend an die Öffentlichkeit. Tacitus und Juvenal bezeichnen den Aufschwung des öffentlichen Bewusstseins dieser Tage. Beide sind ihrem Charakter nach nahverwandte Erscheinungen. Ein rigoroser, strenger Sittenrichter und Bußprediger, eine herbe leidenschaftliche Natur, schleudert Juvenal die flammenden Pfeile seines Bornes gegen die Sittenlosigkeit der Gesellschaft. Seine Satiren tönen wie der Schrei der Empörung, und das feine ironische Lächeln, die gemüthliche Laune eines Horaz sind hier dem bitteren Ernst und einer finster zusammengezogenen Stirn gewichen. Juvenal schlägt mit der Geißel drein, und eine feurige starke Seele wohnt in seiner Brust:

Schwer ist, keine Satire zu schreiben. Denn wer ist so duldiam
Gegen die Bosheit der Stadt, daß an sich er hielt. . .

Wie ein Dante, ein Macchiavelli, ein Zola entwirft er grau in grau gemalte Sittengemälde des Lasterers, alle Dinge beim rechten Namen nennend, im „Häßlichen“ schwelgend, wie jeder Poet, dem das Leben des Häßlichen so viel vorführt. Bilder jenseitiger Ausschweifungen malt er, wie sie ein Künstler malt, der den tiefsten Abscheu vor ihnen empfindet, „Unwille macht die Berse“. Die ästhetische Zeitkrankheit hat aber auch ihn angesteckt, die Krankheit eines künftelnden Formalismus, der sich in allen Kniffen und Pfiffen des rhetorischen Stiles wohl fühlt und mit allerhand Gelehrsamkeit und dunklen Anspielungen prunkt. Er brandmarkt die weibliche Entartung der Männer und ihre sinnliche Üppigkeit, die Heuchler, welche sich nach außen hin als Stoiker geberden und im geheimen die ausschweifendsten Bakchanalien feiern; Rom ist zu einer Stadt der Spekulant geworden und bietet für ernste und ehrliche Arbeit keinen Platz mehr. Nur das Geld und der Besitz verleihen Ansehen und Würde. Die Männer der früheren Domitianischen Regierung werden wegen ihrer sklavischen Liebedienerei gegen den Cäsar gezüchtigt, in brennendem Gegensatz zu einander der Übermut und das schwelgerische Leben der Reichen und die verächtliche Behandlung der Klienten dargestellt. In der berühmtesten, der sechsten Satire, warnt Juvenal einen früheren Wüstling davor, daß er sich ein römisches Weib zur Gattin nehme, denn diese sind alle von der größten Verworfenheit. Des Nachts feiern sie die üppigsten Orgien, und um des Geldes willen schrecken sie auch vor dem Morde der eigenen Kinder nicht zurück. Da ist in Rom für wahre Bildung kein Boden mehr, und wer sich ihr hingeeben, der führt das armseligste Leben. Die Dichter müssen hungern, wie es auch das Beispiel des Martial schon gezeigt hat, und nicht besser ergeht's den Männern der Wissenschaft. Seine eigenen Ideale stellt Juvenal zum Teil in den folgenden Versen zusammen. Wünschen sollst du,

Daß ein gesunder Geist in gesundem Körper dir wohne,
Ford're ein tapferes Herz, das, frei von der Furcht vor dem Tode,
Unter den Gaben, die uns Natur schenket, rechnet des Lebens
Äußerstes Ziel und vernag jedwede Beschwerde zu tragen,
Jorn nicht kenne, Begehren nach nichts trägt, Hercules' harte
Kämpfe und Mühen für weit vorzüglicher achtet, als alle
Wollust, Schmausereien und Däunen des Sardanapalus.
Was du selbst dir zu geben vernagst, das zeig' ich. Es führet
Sicher der einzige Pfad zum ruhigen Leben durch Tugend.
Keine der Gottheiten fehlt, wenn vorhanden die Weisheit. Nur wir sind's,
Die dich, Fortuna, vergöttern, den Platz dir geben im Himmel.

Geboren wurde Decimus Junius Juvenalis um das Jahr 50 zu Aquinum im Volksterrande. Ein Angriff auf einen Schauspieler brachte ihm die Verbannung ein, ungewiß in welcher Zeit. Ungewiß auch ist, ob er nach Ägypten oder nach Britannien verbannt worden ist. In dieser

Verbannung soll er auch nach den Berichten einiger um das Jahr 130 gestorben sein, während andere ihn nach Rom zurückgekehrt sein lassen.

Das Eigenartigste aber und Bedeutendste, was in diesem ersten Jahrhundert an römischer Halbpoesie entstand, erwuchs auf dem Felde der Erzähllitteratur: der Sittenroman des Petronius Arbiter. Über die Person des Verfassers läßt sich sicheres eigentlich nicht sagen, als nur das Eine, daß er zur Zeit des Nero gelebt hat, was wenigstens allgemein angenommen wird. Man setzt ihn gewöhnlich auch eins mit dem C. Petronius, von dem Tacitus in seinen Annalen erzählt, daß er zu den intimsten Günstlingen jenes Kaisers gehört habe. In der Schilderung des römischen Geschichtschreibers macht dieser Petronius, mag man sich auch über seine sittliche Verworfenheit entrüsten, wie man will, den Eindruck eines ebenso originellen, wie genialen Kopfes. Unter den Lasterhaften ist er der Lasterhafteste, aber kein gewöhnlicher Schwelger, sondern ein geistreicher und hochgebildeter Feinschmecker des Lebensgenusses und auch ein tüchtiger Arbeiter, wenn er will, — eine saftvolle, kräftige, ungeschminkte Natur, die nicht heucheln mag und offen bekennet, welch glühende sinnliche Daseinslust ihr innewohnt. Sie spielt mit dem Tode und lacht ihm ins Angesicht. Unter dem Anhören von schlüpfrigen Gedichten, zechend und schmausend starb Petronius, indem er sich, dem Kaiser gleich wie Seneca verdächtigt, die Adern öffnen, wieder verbinden und von neuem öffnen ließ. Die üppige Sinnlichkeit des Zeitalters tritt uns hier wenigstens großartig entgegen, und man fühlt, es steckt Philosophie und einheitliche Weltanschauung in ihr. Das strupellose Genießen und das Lachen hat sie zu einem Lebensprinzip sich ausgebildet, und alle Moral und Ethik in den Wurzeln zerbrochen.

Jedenfalls hätte dieser Petronius den in Bruchstücken uns überkommenen Sittenroman des Petronius Arbiter schreiben können. Als Kunstwerk sticht dessen Schöpfung wohlthuend von den Romanen des Heliodor und Achilles Tatius ab und steht zu ihnen in einem ähnlichen Verhältnisse, wie später die spanischen Schelmenromane zu den Erzählungen vom Schläge der Amadis-Nachahmungen. Wir stehen hier an der Quelle des realistischen und komischen Romanes, der gegenüber den sogenannten idealistischen Phantastereien jener Erzählungen eine Einkehr bei der Natur und der Wahrheit bedeutet. Während dort Menschen, Verhältnisse, Zustände und Sitten ohne Bezug auf die Wirklichkeit geschildert werden, alles in Schatten und Schemen sich auflöst und wir in einer Marionettentheaterwelt uns bewegen, jedes charakteristische Element ausgeschieden ist, geht Petronius mit der Energie der besten Alexandriner auf die nackte und ungeschminkte Wiedergabe des Wirklichen aus, auf eine Schilderung der Zeit, wie sie ist. Vollsaftiges Leben strömt uns entgegen und eine vortreffliche naturalistische Charakteristik, welche auch die Sprechweise der auftretenden Personen zu individualisieren sucht und wie unser moderner Naturalismus in treuer

Kopie der Vulgärsprache sich gefällt. Statt der Kaiser und Könige, statt der idealen Liebeshelden und treuen Liebesheldinnen erscheinen bei Petronius Gauner und Schelmen, Schmarotzer und Schwelger; diese huldigen dem Bauch und dem Priapus mit eben derselben Entschiedenheit, mit der jene von Luft und Mondschein und Liebesseufzern leben, und ihr derber Synismus, ihre um alle Moral unbefümmerte Natürlichkeit steht in geradem Gegensatz zu der süßlichen Lüsternheit und den gezierten Empfindungen jener. Wenn dort gravitatischer Ernst und geschraubtes Pathos zu Hause sind, so hier der Witz und die ausgelassenste Komik, eine große künstlerische Natürlichkeit. Freilich wer ein Kunstwerk nur vom Standpunkte des Moralisten aus zu beurteilen gewohnt ist, wird sich allerdings entsetzt abwenden von der „Schamlosigkeit“, mit der sich Petron an der Erzählung der gewagtesten und gemeinsten Szenen ergötzt. Aber eine echte Kunst kann auch in der verrufensten Spelunke daheim sein.

Der Held des Romans, ein junger hübscher Grieche von tüchtiger Bildung, Eucolpius mit Namen, so eine Art fahrender Schüler, treibt sich mit einigen anderen Gefellen im Süden Italiens umher, suchend, wo es sich auf anderer Kosten gut leben läßt. Vordell- und Liebesabenteuer, die sich hier nicht wiedergeben lassen, führen den Leser bald in die Welt des perversen Sexualismus hinein. Es folgt dann das mit der köstlichsten Komik geschilderte „Gastmahl des Trimalchio“, eines ebenso reichen, wie dummen und plumpen, ungebildeten Emporkömmlings, eines Frohen, wie sie damals in zahlreichen Exemplaren umherliefen. Die sinnlose Verschwendungssucht und Freigier der Zeit wird vortrefflich satirisiert. Zum Schluß geht alles drunter und drüber, und Eucolpius und seine Kameraden machen sich bei der allgemeinen Verwirrung davon. Bald darauf schließt der Held die Bekanntschaft des „berühmten“ Dichters Gnumphus, der über die Ungunst der Zeit jammert, welche das Genie nicht mehr anerkennen will, und seine Lebensgeschichte erzählt, die natürlich auch um allerhand Liebeshändel sich dreht. Schließlich verlassen unsere Abenteuerer die Stadt und begeben sich auf ein Schiff, wo sie mit einem Ehepaar zusammentreffen, das mit ihnen von früher her noch manches Nüchtern zu pflücken hat. Sie suchen sich äußerlich zu entstellen, was aber nicht hilft. Immerhin läuft alles noch gut ab und Gnumphus erzählt der Gesellschaft die bekannte pikante Geschichte von der „Witwe von Ephesus“. Ein Sturm bricht aus und läßt das Schiff scheitern. Dabei ertrinkt Lycas, der Ehegatte, während die übrige Gesellschaft gerettet wird. Man befindet sich in Croton und beschließt neue Spitzbübereien, um zu Geld zu kommen, während man zugleich in neue Liebesabenteuer sich stürzt. Denn auf Eucolpius sind die Frauen ebenso verfallen, wie auf den Gnumphus die Männer. Letzterer hat sich für einen reichen Mann ausgegeben, der aus Afrika ein mit Gütern beladenes Schiff erwartet. Als dieses aber durchaus nicht ankommen will und das Mißtrauen gegen die Gauner wach wird, liest Gnumphus sein Testament vor, in dem er jeden der Bewohner mit einem Legat beabsichtigt, jeden, der bereit ist, seinen Leichnam in Stücke zu schneiden und von ihm zu essen...

Hier hören die Bruchstücke des Romanes auf, der in der Geschichte der Weltliteratur eine große Rolle gespielt und zahlreiche Nachahmungen gefunden hat. Es steckt in ihm derselbe Geist, der u. a. auch in unserem „Simplicissimus“ und im Gil-Blas des Lesage lebt.

Die Form bietet eine Mischung aus Prosa und Verssprache, und das deutet schon darauf hin, daß eine der Wurzeln des römischen Romanes in den Satiren des Menippus liegt.